

Ferdinand Beneke: „Die Tagebücher IV (1817-1830)“

Wirrwarige Vormittage

Von Florian Felix Weyh

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 28.09.2025

Ein hanseatisches Bürgerleben zwischen den Revolutionen von 1789 und 1848, in Tagebüchern akribisch dokumentiert. Was Historiker als Quellenmaterial erfreut, kann auch normale Leser in den Bann schlagen: Menschen, die vor 200 Jahren lebten, wirken oft wie unsere Zeitgenossen. Im Wallstein Verlag ist nun die vierte Lieferung in acht Bänden erschienen, die Tagebücher von 1817 bis 1830.

Ja! Ich habe sie alle durchgesehen, alle 4.124 Seiten! Manche nur überflogen, gewiss, doch viele auch mit einem hohen Grad an Aufmerksamkeit studiert. 1.588 Seiten reiner Tagesnotizen plus anderthalbmal mehr Seiten mit Briefen und Schriftstücken aller Couleur. Es war keine Qual, eher ein Sog, und im Grunde tat ich dabei nur, was der Autor selbst zu Lebzeiten immer mal wieder getan hat – zusammen mit seine Ehefrau Karoline: „Dann lasen wir die letzten Tage aller Jahre, die wir schon mit einander verlebt (seit 1807.) aus den Tagebüchern, – und wahrlich nicht ohne mannigfaltige Erregungen so des Verstandes, als des Gemüths.“

Das notiert Ferdinand Beneke an Silvester 1819, in der Gewissheit, dass auch 1820 verzeichnet werden würde. So wie alle Jahre von 1792 und bis zu Benekes Tod. Daran ändert nicht mal eine etwaige Ungeschicklichkeit etwas, im Gegenteil: Sie schreibt sich einfach ins Dokument ein: „Aprill 1829. 7. Dienstag So eben führt mein leichtfüßiges Dintenfaß, im Bunde – mit, – meinem schwerfälligen recht linken Arme einen unerhörten Anschlag – aus, und bringt gegenwärtigen Flecken, – ein scheusliches System von Halbinseln und LandZungen, – auf mein Leben. – Da dieser Fall aber mit hineingehört. (richtiger: da ich zu einer neuen Schreibung keine Lust habe) so bleibe auch dieser häßliche Schattenriß.“

Im Tagebuch! Aber eben auch: im Leben. So sagt er es, „Flecken auf mein Leben“: Das Leben ist das Tagebuch, das Tagebuch das Leben.

Ein Leben nachlesen, das sich selbst überliefert

Vieles konnten wissbegierige Leser mit Beneke gemeinsam durchmachen seit Beginn der Edition 2012: innere Aufwallungen als revolutionsbegeisterter Jüngling wie die anschließende Ernüchterung angesichts der

Ferdinand Beneke

Die Tagebücher IV (1817-1830)

Herausgegeben von Ariane Smith,
Viktoria Bertheau, Juliane Bremer,
Jan Christian Cordes, Frank
Eisermann, Angela Schwarz,
Anne-Kristin Voggenreiter

Wallstein Verlag, Göttingen

Acht Bände im Schuber
4.124 Seiten

148,- Euro

Menschenvertilger Robespierre und Napoleon. In den Befreiungskriegen kämpft Beneke dann – als Zivilist – gegen die französische Besatzung. Bis er seine Frau Karoline kennenlernt, verzeichnen die Tagebücher wilde Ausschläge im Gefühlsleben; parallel dazu dokumentieren sie den ökonomischen Aufstieg, denn Beneke stammt zwar aus einer gebildeten, doch verarmten bremischen Kaufmannsfamilie. Als Jurist fasst er in Hamburg Fuß.

1816 wird er – nicht zuletzt durch Protektion seines Schwiegervaters – zum „Oberaltensekretär“ gewählt, mithin in die höchste hanseatische Verwaltungsposition an der noch unscharfen Schnittstelle zwischen weltlicher Regierung und lutherischer Kirchenmacht. 1817 – hier setzt die neue Editionslieferung ein – lesen wir, wie er mit seinen Brötchengebern dennoch hadert:

„Mittag bey H. v Axen., große HerrenGesellschaft, d.h. sämtliche Oberalten, einige Rathsherrn [...] u.v.a. Nur die Rücksicht darauf, Schwiegersohn dieses Hauses zu seyn, konnte mich dazu bewegen, einer solchen Freßerey beyzuwohnen, die ich wie Gift, u. Pest für Leib, u. Seele, Geist, u. Gemüth betrachte, u. fliehe. – Dieser Tag gilt mir daher als ein verlohner, sehr trüber Tag.“

Gelungen wäre der Tag dagegen gewesen, wenn sich an ihm hätten politische Visionen entwickeln, historische Studien betreiben oder Aufgaben in der Armenfürsorge wahrnehmen lassen. Vor allem aber dann, wenn sich Zeit für Ehefrau und das „Kinderthum“ fände, von dem 1817 schon vier durchs Haus tollten, zwei weitere noch geboren werden. Seine „Kinderlinge“, die Ferdinand Beneke schmerzlich vermisst, wenn sie den Sommer auf dem Land verbringen und ihm nicht einen „wirrwarrigen“ Arbeitsvormittag versüßen. Er ist ein Familienmensch, den umso mehr befremdet, wie ihn die Schwiegereltern bei Besuchen behandeln:

„Das vAxensche Haus zieht mich, wenn ich Karoline, u. Julie davon abrechne, allzuwenig an. [...] Er hat mich nur als Geschäftsmann, u. Bürger lieb, sonst paßen wir auch gar nicht zu einander; sie kann vor lauter eigner Krankheits Pflege nicht zum Lieben andrer Wesen kommen, u. die andren Geschwister sind vollends kaltsinniger Art; unser Haus ist für sie so gut als gar nicht in der Welt, wenn Line nicht zu Hause ist.“

Als er das 1820 notiert, ist Ferdinand schon dreizehn Jahre mit seiner Line verheiratet. Doch klar bleibt: Bei den von Axens hält man die von der Tochter erwirkte Liebesheirat für unstandesgemäß, immer noch.

Gebildet, doch unvermögend – nur Glück hilft Beneke, seine Schulden zu tilgen

Der Außenseiter hat nicht nur kein Vermögen in die Ehe mitgebracht, er ist seit der Napoleonischen Besatzung auch noch hoch verschuldet, weil er – im Gegensatz zu vielen Hamburger Kaufleuten – mit den Besatzern nicht kungelte, sondern sich der Zusammenarbeit oppositionell verweigerte, mit deutlichen Einbußen beim eigenen Advokatengeschäft. Die spätere Stelle als Oberaltensekretär reicht kaum für die Zinsen, geschweige denn für die Tilgung. 1818 klopft jedoch unversehens ein kleines Wunder an die Tür:

„Juny, 9. Dingstags. Unter den Besuchenden Dr. Chaufepié, dem der Lotterie Gewinn von Hunderttausend Mark zugefallen ist; [...] Eimbke, u. mich nannte er als seine nächsten Freunde, denen er auch damit dienen wolle; schießt er mir (versteht sich auf unbestimmte Zeit) den Belauf meiner verzinseten Schulden vor, u. ich werde sodann aller Zins Pflicht los, so würde das meine Lage sehr verbeßern.“

Der Arzt Jean Henry de Chaufepié ist ein Freund aus Hallenser Studientagen. Hugenottischer Herkunft, lebt seine Familie seit Generationen in Hamburg, wo Freigebigkeit nicht zwingend zur charakterlichen Grundausstattung zählt. So freut sich Ferdinand Beneke zwar von Herzen, führt das Geschehen aber auf überindividuelle Kräfte zurück:

„Weßen Hand ist es denn, der auch für mich an jenen Glücksfall die Erleichterung von einer schweren Sorge knüpfte, die mir manchen Seufzer ausgepreßt, u. manche schlaflose Nacht abgequält hat. ? und durch so ein sanftes mildes Mittel, wie es nur der RomanenWelt zu Hülfe kömmt: durch des Freundes LotterieGewinn, noch dazu des großen Looses!“

Glaube und Religion dominieren diesen Lebensabschnitt

Es ist – natürlich! – die Hand Gottes, die Benekes Leben lenkt und leitet, zumeist dort, wo er selbst machtlos ist: bei Schicksalsschlägen, Krankheit und Tod. Unter den großen Linien der 1.500 Tagebuchseiten ist seine „zunehmende Lust an dem Christenthume“ dicker gezeichnet als alle anderen. Der Glaube hilft auch über unzählige Todesfälle in den siebzehn verzeichneten Jahren hinweg:

„Mein kleiner Taufpathe Rudolf hinweg aus unsrem Gesichtskreise; ich verehrte ihm damahls eine schöne Bibel, damit er durch das Wort zum Heilande gelange, nun aber ist der Heiland mit großer That zu dem Knäblein gekommen, u. hats vollendet; [...] lieblich war die kleine Leiche anzuschauen, meine Bibel hatten sie ihr in die Hand gelegt.“

Diese „Vollendung“, die man heute zynisch empfinden mag, ist für Beneke eine verlässliche Trostformel, vor allem bei den ihm wirklich nahestehenden Toten, seiner älteren Schwester Regine etwa oder der jungen, verehrten Schwägerin Julie. Beide sterben kurz nacheinander 1826.

Mit dem Alter werden die Notate karger und cursorischer

Da ist Ferdinand Beneke zweiundfünfzig, und längst hat sich mit dem Altern auch der Duktus seines Schreibens verändert. Die Notate sind mit den Jahren karger, cursorischer, aufzählender geworden; knappes Verzeichnen verdrängt die ausschweifenden Beschreibungen, wie sie sich Beneke noch im Kriegstagebuch 1813 täglich abrang. Was man jetzt häufig liest, sind überbordende Kontaktvermerke. Sie verweisen auf einen äußeren Gesellschaftsverkehr, der im Widerspruch zum inneren Befinden des Autors steht:

„Jun. 1825. 17. Freytags. [...] Ich leide jetzt auf mannigfaltige Weise (SchleimHusten, Kopfweh, Schnupfen, Halsweh, große Mattigkeit von fast 6wöchigem Fasten bey Ekel gegen alles Eßen; Hitze, Durst in einem fort v. frischen Morgen an, vermehrte Fußschmerzen, u. nun noch Podagra bey enormer BlutErhitzung, und Blut Angst dazu).“

Ferdinand Beneke ist ständig krank oder kränklich gestimmt, schwankt also zwischen dem, was Immanuel Kant ein paar Jahrzehnte zuvor erkenntnisphilosophisch in die Kategorien „Krankheit“ und „das Gefühl der Krankheit“ unterteilt hat. Vielleicht werden auch deswegen die Notate kürzer: Kraft fehlt, und Offenheit für äußerliche Wahrnehmungen. Immer wieder von Ängsten gequält, blitzt im März 1826 plötzlich ein Erkenntnis auf:

„Der hypochondrische Teufel will mich einmahl wieder in s. Klauen schließen, u. mir z. ? B. eine LeberVersteinerung anschwatzen; [...] Auch heute litt ich an dem gestrigen Uebel: Seitenweh usw. das doch einen Nahmen haben muß, u. da steckt eben der hypochondrische Witz!“

Eine kleine Medizinhorrorkunde des frühen 19. Jahrhunderts

Eingebildeter oder echter Kranker – das geht fugenlos ineinander über; Krankheit gehört zum Alltag dieses Mannes, bei allerdings vollem beruflichem und familiärem Einsatz. Unterscheidungskriterien, die über schwammige Umschreibungen hinausgingen, gibt es für Benekes Leiden wenige. Vermutlich litt er unter Gicht und Rheuma, doch müssen diese Termini im frühen 19. Jahrhundert für viele Symptome herhalten. So wie die Diagnostik seines Arztfreundes Chaufepié eher raunend ausfällt, was Beneke durchaus erbost, etwa als Chaufepié sein Leiden

„1817 rheumatisch-stomachalisch-katharralisch nannte (ich verzog damals keine Miene dabey, obwol mich das Vielnamige ärgerte).“

Und damit ist er vermutlich auf der richtigen Spur: Zu viele Worte verschleiern mangelndes Wissen. Aus heutiger Sicht war Beneke ziemlich sicher Pollenallergiker und migräneleidend. Allerdings hat der regional berühmte Arzt Chaufepié mehr zu bieten als bloß die medizinischen Unzulänglichkeiten seiner Zeit, die in Blutegeln und einem Nervengift aus der pulverisierten „Spanischen Fliege“ gipfeln. Nachdem Schwefelbadekuren im Weserbergland wiederholt ergebnislos geblieben sind, kommt Chaufepié auf die nicht unkluge Idee, dem Freund das Reisen an sich zu verordnen, als quasi psychosomatische Ablenkungstherapie. Das funktioniert keineswegs schlechter als alle schädlichen Unheilmittel, wobei es gegen wahre körperliche Pein auch nichts ausrichten kann:

„Obwol ich die Nacht ruhig geschlafen, brach doch gleich nach dem Aufstehen das Zahnweh wieder aus, u. ich litt biß 10 an Leib u. Seele. Ein Heer von Mitteln, von barmherzigen Seelen mir aufgedrungen, wurde abgewehrt biß auf eine Besatzung von Kalmuswurzeln im Munde, u. WegebreitWurzeln in den Ohren mit etwas Artillerie von KampherSpiritus.“

Allen Romantikern, die geneigt sind, die noch vorindustrielle Periode wegen ihrer tiefempfundenen Naturliebe zu verklären, seien Ferdinand Benekes Tagebücher zur Abschreckung empfohlen. Über Wochen, ja Monate hinweg sind es auch Zahnschmerzprotokolle, da das Zahnziehen unter allen Umständen vermieden werden soll: Was weg ist, kaut nicht mehr.

Unverblünte Worte unter Freunden – und ein Sieg der Ehefrau

Vielleicht darum findet sich in den Briefen an Ehefrau Karoline nur einmal eine väterliche Erziehungsanweisung, nämlich 1819 just zu diesem Thema:

„Willst Du Dich um das Aeußere Deiner Kinder (das doch auch zum Glücke beyträgt) verdient machen, so, bitte!, führe (nach geschehener Ueberlegung mit Leuten, die was davon verstehen,) bey sämtlichen Kindern eine bessere ZahnPolizey ein, und zwar eine recht streng geregelte. Schlage das Alles nicht in den Wind, liebe Seele! Du verläßest Dich auf Deine, und ihre gute Natur; das ist auch die Hauptsache, aber hie, und da will doch auch die Gärtner Scheere gebraucht seyn.“

An der gegenseitigen und nicht unemanzipten Liebe zwischen Ferdinand und Karoline besteht kein Zweifel; dennoch bleibt die Ehefrau in den Tagebüchern eher blass. Im beigelegten Briefwerk ist das anders, sowohl in ihren eigenen Episteln wie innerhalb des Dreiecksverhältnisses mit Benekes Studienfreund Johann Michael Gries. Dieser Jurist arbeitet als hanseatischer Gesandter bei der Frankfurter Bundesversammlung und verkörpert eine abweichende biographische Möglichkeit dieser Epoche. Als unverheirateter Lebermann ist er hedonistisch, adelsfeindlich, anti-elitär und religions skeptisch, was bis zu seinem frühen Tod 1827 zur wachsenden Entfremdung führt.

Karolines Religiosität liefert den Sprengsatz, denn sie drängt ihren Ferdinand immer wieder dazu, dem alten Freunde seine Verfehlungen vorzuhalten – natürlich in bester Bekehrungsabsicht. Johann Michael Gries an Beneke 1818:

„Du und dein Matronchen seyd gute aber wunderliche Leute. Was wollt ihr denn von mir? oder sagt doch heraus was ihr wollt. Bedenkt doch daß man freilich von allen Menschen die Anspruch auf Gutseyn machen, verlangen kann, daß sie auf gleiche Weise handeln, aber nicht daß ihre Art zu seyn dieselbe seyn soll. [...] Indeß alles was du mir sagen willst wird dann klar von mir aufgenommen werden.“

Im Briefwechsel zwischen Beneke und Gries herrscht eine unverblühte Offenheit, die noch uns Heutige in den Bann schlägt. Hier werden Seelenstränge freipräpariert und Wunden offengehalten: die klassische Geschichte einer versiegenden Freundschaft, die der Ehekonkurrenz nicht standhält. Beneke antwortet:

„Karoline will (so sagt sie) weder eine Matrone, noch ein Matronchen, noch eine Madam seyn, sondern als Frau gelten. Sie sagt, sie hätte Dich sehr lieb, obwol Du eigentlich in der Haut nicht taugtest, [...] u. wenn Du einmal alt, u. kümmerlich würdest, u. dann keine näher verbundene Seele hättest, wolle sie Deiner pflegen, und warten. (Ich schreibe dies ihr gegenüber Morgens am KafféTische)“.

Von Zollpolitik bis Nationalismus: Man kann viel lernen aus den Tagebüchern

Allein solche Funde lohnen die wochenlange Lektüre, denn sie bringen Menschen auf Augenhöhe mit uns. Menschen, die vor 200 Jahren gelebt haben und immer noch lebendig wirken. Quasi in Echtzeit läuft dieses Leben neben dem eigenen Alltag her, und verblüffenderweise ergeben sich immer wieder Parallelen. Beruflich beschäftigt sich Beneke über ein Jahrzehnt hinweg mit der Frage der Staatsfinanzierung aus Steuer- oder aus Zolleinnahmen? Die Materie erweist sich als komplexer, als sie manches Politikerhirn bis heute begreift; die 1830er-Aufstände in Hamburg resultieren dann in einer Zoll- und Steuerrevolte.

Ein Konkurskrimi zweier ehemalige „Haussöhne“, die jeweils mehrere Jahre bei der Familie Beneke logierten, ließe sich mühelos in einen Fernseh-Mehrteiler umwandeln, wie überhaupt dieses ganze Leben nach Verfilmung schreit. Dabei würde freilich der intellektuelle Mehrwert untergehen. So lehren einen diese Tagebücher, dass nationales Denken zwar den Keim des Nationalistischen in sich trägt, aber legitim ist bei der Abwehr fremder Okkupation: Natürlich schätzt man die eigene Nation höher als diejenige, die einen unterjocht. In der zeitgenössischen Perspektive lässt sich daher kein Zwangspfad von den Befreiungskriegen zum ungeahnten späteren Wilhelminischen Nationalismus erkennen, sondern nur ein Hoffnungspfad zur nationalen Einigung, damit der nächste Napoleon nicht wieder leichtes Spiel mit deutscher Kleinstaaterei hat.

Grundsätzlich ist es Beneke wichtig, dass sich jede Herrschaft mit „christlichem Welt-Verstande“ vollziehe. Damit ist nicht der Geist der Aufklärung gemeint; dem schreibt er, im Gegenteil, das Napoleonische Verhängnis zu. Beim Tode des Gewaltherrschers notiert er:

„Indem er den Egoismus aller Jacobiner in seiner Person zusammenfaßte, u. ihm eine KaiserKrone aufsetzte, [...] ward er der HohePriester der Götzin Vernunft, u. die höchste Spitze, und Kronblüthe alles Bösen, welches zu seiner Zeit die Gestalt eines Wißenschaftl. Systems, u. im Gegensatze mit christlichem Welt-Verstande das Wesen einer, Politik u. Moral – durchdringenden neuen Weltweisheit annahm, u. man kann sagen, nie sey dem Teufel sein Ideal in einem menschlichen Riesen Ich so vollkommen gelungen, als in Napoleon.“

Auch vor 200 Jahren schlug ein Bestsellerautor den Dichterfürsten

So sehr die Religion Benekes Denken bestimmt – zum Pharisäer wird er dennoch nicht. Dafür liest er zu gerne Belletristik; seine frühere Theaterleidenschaft ist dagegen weitgehend erloschen. Die literarischen Leitsterne heißen Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, und mit Friedrich de La Motte Fouqué betreibt er sogar gemeinsame literarische Projekte.

Wenn er 1822 stöhnt „daß ich sämtliche Deutsche litterarischen Anzeigen, u. Recens. Blätter lese, gehört öfter zu meinen Leiden, als zu meinen Freuden“, ist das ein bisschen kokett, denn eigentlich geben die Lektüren dem sonst vollbefriedigenden Familienleben erst die intellektuelle Würze. Karoline teilt das Vergnügen, an den Literaturabenden liest man gemeinsam. Und bei einem Schriftsteller sind sich die Eheleute einig: Der taugt nichts!

„Göthe's Divan, – so was kann nur ein Göthe dem Publikum anbieten, und wer es durchlieset, treibt eine Art GöthenDienst (klingt beynahe wie GötzenDienst) mit selbsteigner Aufopferung – Wie man Uebelkeiten durch pikanten Likör vertreibt, so lasen wir darauf etwas von Kotzebue.“